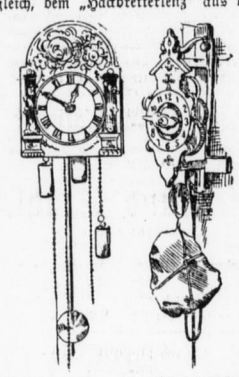
Die schwarzwälder Uhr.

Die Erfindung der Räderuhren war in anderen Ländern schon längst gemacht, als dieser Luxusgegenstand, erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts in die abgelegenen Hütten des Schwarzwaldes sich verlor. Ein Glashändler aus dem Knobellwald brachte damals eine hölzerne Stundenuhr als einen „taren Kram" in die Heimath mit, wo sie natürlich gebührend Staunen erregte.

Dieses Kunstwerkchen reizte den dem Schwarzwälder stets eignen Spür-, Grübel- und Tüftelsinn an, selbst ein derartiges verzwicktes Ding zu „besteln", was denn auch mehreren zugleich, dem „Hackbretterlenz" aus der



Uhr vom Jahr 1790. Uhr vom Jahr 1640.

Spüren bei St. Märgen und einem aus der Familie der Kreuze von Waldau gelungen sei. Dieser erste Stundenzeiger war freilich noch ganz einfach. Er bestand nur aus drei Holzrädern; als Balance diente ein hölzerner Balken, die Unruhe, welche, statt durch schöne Gewichte durch einen Feldstein getrieben und mittelst angehängter Bleikugeln entsprechend gehemmt wurde. Eine solche Uhr mit der Jahrzahl 1640, die unsere Illustration veranschaulicht, ist nach der Natur gezeichnet.

Bald stachelte der Ehrgeiz noch Andere an, derartige Uhren zu fertigen, zunächst für den eignen Gebrauch, dann aber auch zum Verkauf. Wenn freilich die damaligen ungünstigen Zeitläufte — Krieg auf Krieg — noch die regere Entwickelung des neuen Er-

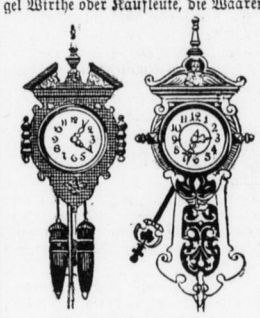
Kuckucksuhren.

werbszweiges hemmten, so waren anderseits die Verhältnisse im Schwarzwald gerade wie geschaffen, daß nach dem Schwinden der Kriegsschrecken mit dem Utrechter Frieden das Uhrengewerbe sich hier einbürgerte: die Güter der Bauern boten nur kargen und schwer errungenen Unterhalt; die ausgedehnten Wälder, größtentheils Eigenthum der Grundherren, Klöster und Stiftungen, ließen dem Landmann nur wenig Acker- und Wiesenfeld übrig. Das erstere lieferte bei den einfachen landwirthschaftlichen Hilfsmitteln nur karge, zum Verkauf weder ausreichende, noch geeignete Frucht; auf den spärlichen Wiesen konnten kaum einige Kühe gehalten werden. Im Winter, der fast dreiviertel des Jahres umfaßt, gab es wenig Arbeit und wenig Verdienst. So mußte ein Gewerbe, das im Hause am warmen Ofen und nur nebenbei betrieben werden konnte, sehr willkommen sein. Das nöthige Holz war in Fülle vorhanden und die bald auch benützten Erze lieferten die Eingeweide der Berge. In vielen Gemeinden führte sich die Uhrmacherei ein, wo sie bis heute sich erhalten hat. Mit der dem Schwarzwälder eignen Findigkeit vervollkommnete er bald sein Product dadurch, daß er an Stelle der Unruhe das Pendel, an

Moderne und alte Uhr.

Stelle der hölzernen metallene Räder setzte, den Gang der anfangs zwölfstündigen Uhr auf vierundzwanzig Stunden Gehzeit erweiterte und derselben ein Schlagwerk beifügte, so daß die Schwarzwälder Uhr um das Jahr 1740 schon ziemlich genau so ausfah und beschaffen war, wie heute.

Bald ergab sich der Nutzen der Arbeitstheilung; die Einen fertigten die einzelnen Bestandtheile, Andere, die eigentlichen Uhrmacher, setzten diese zusammen zu ganzen Uhren und wieder Andere verpackten die Waare und trugen sie in alle Welt hinaus. Anfangs arbeiteten diese Händler im Winter selbst in der Uhrmacherei und reisten nur Sommers; später blieben sie das ganze Jahr draußen und ließen sich durch besondere Spediteure, in der Regel Wirthe oder Kaufleute, die Waaren



Moderne Uhren.

nachsenden. Die erstgenannte Kategorie von Meistern theilte sich wieder in verschiedene Zweige; die einen gossen die Metalltheile: Räder, Zeiger, Glocken; andere, die Gestellmacher, fertigten die Holzgehäuse und Holzschilde; wieder andere verzierten letztere und bildeten die zum Theil zu künstlerischer Höhe sich schwingende Zunft der Schildmaler.

Es brausten manche Stürme über die eigenartige Industrie weg und beugten sie bald zu Boden, bald drohten sie, den jungen Baum zu entwurzeln: Kriegsjahre, Concurrenz anderer Länder, Vertheuerung der Rohmaterialien, Ueberproduction im eignen Lande, dann aber auch eigne Schuld der Zunftangehörigen durch Ueberhandnahme von Luxus und Genußsucht, Verlassen der alten Reellität und Treue schädigten die Uhrmacherei schwer. Die

Zifferblattmaler.

letztgenannten Mißstände waren besonders bei den Spediteuren und Händlern eingerissen.

All die genannten Mißstände konnten aber die Schwarzwälder Uhrenmacherei nur vorübergehend hemmen; siegreich behauptete sie immer wieder das Feld und steht heute hochgeachtet und blühend da auf dem Weltmarkt.

Naturgemäß hat sich manches im Geschäftsbetrieb, entsprechend den Fortschritten auf technischem und industriellem Gebiet, geändert; aber die Grundlagen sind die alten geblieben. Wenn die Schwarzwälder Uhr jetzt auch zum Theil fabrikmäßig hergestellt wird, so hat sich doch die Hausindu-

Zusammensetzen der Uhren.

strie noch erhalten, nur daß die Meister in der Regel nicht mehr selbstständig, auf eigene Rechnung, sondern gegen Stücklohn für die Fabrikanten arbeiten. Noch bildet besonders die Gestellmacherei und Schildmalerei einen beträchtlichen Nebenerwerb für Manchen, der ein kleines Gütchen mit ein bis zwei Kühen umtreibt und in der von landwirthschaftlichen Arbeiten freien Zeit mit der ganzen Familie das Gewerbe ausübt.

Die Bestandtheile, sowie das „Gestell" oder den Kasten und den Schild erhält der „Zusammensetzer" aus der Fabrik. Man unterscheidet Großuhren und Kleinuhren; eine kleine Zwischenstufe sind die sogenannten Schottenuhren. Alle haben dieselbe Zusammensetzung und dieselbe Form, für welche besonders der rechteckige Schild mit seinem halbkreisförmigen oberen Ausschnitt charakteristisch ist. Der Schild besteht in der Regel aus glattgehobeltem Tannenholz (seltener Blech oder Glas), welches zuerst grundirt, dann lackiert, hierauf gemalt und endlich noch gefirnißt wird. Der Gegenstand der Bemalung ist verschieden, je nach dem Land, in welches die fertige Uhr verschickt wird. Der norddeutsche Bauer liebt kleine Landschaften oder halbgroße Blumen, die noch einen großen Theil des weißen Grundes frei lassen; der welsche Landmann will den ganzen Schild, womöglich noch das Zifferblatt, voll bemalt sehen; dem Ungar gefallen recht große bunte Blumen.

Der Fabrikant, welcher meistens mehrere hundert Arbeiter beschäftigt, versendet seine Uhren meist an Großhandlungen im Inland oder Ausland; bisweilen haben die Fabriken auswärts noch Agenturen, welche, wie früher, durch Landsleute oder Verwandte verwaltet werden, die den Verkauf der Uhren und den Einzug der Gelder besorgen. Nur selten noch sieht man jene eigenartigen Gestalten, die früher in die Welt hinauszogen: an den Rhein, nach Frankreich, England, Italien, Ungarn, Rußland, ja sogar nach der Türkei, mit Uhren wie bespickt, welche sie an ledernen Gürteln trugen. Unsere Bilder bringen das Porträt eines solchen Hausierers, des greisen „Mühle-Franz," der, achtzig Jahre alt, oben in Neukirch lebt und noch ab und zu auf den Handel geht.

Von allen Seiten werden jetzt ungeheure Mengen von Uhren auf den Markt gebracht, so daß es fast als ein Wunder erscheint, daß die alte Schwarzwälder Uhr noch begehrt wird.

Mühle-Franz.

Ja, die Fabrikanten des Schwarzwaldes selbst mußten sich dazu verstehen, Uhren nach fremden Modellen auf den Markt zu bringen, um das Feld behaupten zu können.

So kommt es denn, daß man in den Uhrenmagazinen eine so große Menge verschiedener fremder Arten und Formen findet. Außerdem hat die Wanduhr selbst im Laufe der Jahre sich zu vielfachen Modificationen bequemen müssen: der einfache, glatte Schild wurde unterbrochen durch Laubsägearbeit oder verziert mit allerlei Flora, Fauna und dem Volksleben des „Waldes" entnommenen Schnitzereien, an Stelle der Glocken traten als Signale Vogelrufe (Kuckuck), Trompetenstöße, Pfeifen etc.; durch Zusammenstellen mehrerer Pfeifen etc. wurden ganze Melodien erzeugt; so entstand die blühende Orchestrionfabrik. Außer den Secunden, Minuten und Stunden lernte man auch noch die Monatstage, die Monate, die Umlaufzeiten der Gestirne mittelst der Räderwerke bezeichnen: man erfand die astronomischen Uhren etc. Endlich wurde auch die treibende Kraft geändert, an Stelle der Gewichte traten die Zugfedern und sogar neuerdings die Electricität.

So steht denn die Schwarzwälder Uhr inmitten zahlreicher Nachkommen und Fremdlinge da, einfach, aber dauerhaft und kräftig, ähnlich dem Schwarzwaldbauern, der selbst in dem ihn umrauschenden Fremdenstrom stets der alte geblieben und in seiner ursprünglichen Tracht, mit seinen eigenartigen Bräuchen und rauhen Sitten wie ein Denkmal aus vergangenen Tagen in das herandämmernde zwanzigste Jahrhundert hineinragt.

Verzeihlicher Irrthum.

„. . . Wie, Du treibst Physik und Chemie zu Hause?"

— „Unsinn, das ist ja der — Toilettentisch meiner Frau!"

— Grob. Aeltliche Dame: Finden Sie mich schön, Herr Baron? Baron: Gewiß; Ihr Gesicht zeigt deutlich die Spuren einstiger Schönheit.

— Vor Gericht. Richter: Angeklagter, Ihre Vergangenheit ist nicht die beste! Sie sind schon dreimal bestraft. Angeklagter: Aber, Herr Rath, Sie müssen auch bedenken, daß ich schon sechzig Jahre bin. Bei so einem Alter ist dreimal doch noch nicht viel!

— Ein guter Gatte. Was Teufel haben Sie mit Ihren Haaren gemacht; Sie hatten noch gestern einen grauen Kopf? Ja, meine Haare sind diese Nacht aus Freude über die glückliche Abreise meiner Frau schwarz geworden.

— Von der Radfahrerabtheilung. Unterofficier: „Mit was habt ihr euer Rad zu schmieren, Huber?" — Soldat: „Mit Maschinenöl." — Unterofficier: „Unsinn — was sagst Du, Müller?" — Soldat: „Mit Knochenöl." — Unterofficier: „Blech—na, Einjähriger?" — Einjähriger: „Mit Oleum — —" — Unterofficier: „Papperlapapp, käm, mir der Mensch noch mit griechischen Brocken daher: mit der nöthigen Sorgfalt habt ihr euer Rad zu schmieren, verstanden!"

Im Kalotaszeg.

Im geographischen Sinne ist das Kalotaszeg jenes siebenbürgische Hügelland, welches, von den Gyaluer Alpen, dem Meszes und dem Vleghaszа umgeben, vom Kalotabache durchschnitten wird; im ethnographischen Sinne reicht es weit darüber hinaus, bis in

Frau von Gyarmathy.

die Thäler der dreifachen Körös, denn „so weit das Muszuj getragen wird, so weit reicht Kalotaszeg." Das Muszuj ist aber jenes eigenartige Frauenkleid, welches, in tausend Falten gelegt, vorn aufgenommen ist und so erst durch Zuhilfenahme einer breiten Schürze einen completen Frauenrock bildet. Zu beiden Seiten sehen wir je einen Winkel des Unterrocks hervorleuchten. Das Muszuj ist gewöhnlich aus schwarzem Kattun angefertigt und reicht fast bis zur Erde. Sein Ende wird inwendig mit einem handbreiten Futter ausgenäht, das bei Mädchen und jungen Frauen aus gelbem oder rothem, bei älteren aus grünem Tuche besteht. Damit dieser Rand sichtbar sei, wird er umgelegt und an den Hüften befestigt. Die schwarze, mit rothen Blumen gezierte Schürze bedeckt das obere Ende dieses eigenartigen Rockfaumes. Vom weißen Unterrocke heben sich die hohen rothen Stiefel gut ab. Bei feierlichen Anlässen legt das Mädchen eine Art Diadem an, das mit weißen Perlen ausgenäht ist und zuletzt bei der Trauung getragen wird.

Auf dem Bilde „Mädchen aus dem Kalotaszeg" sehen wir das eine in der Festtagstracht, das andere, mit dem Tuche auf dem Korfe, im Alltagskleide. Die letztere hat ein dreifarbiges Band

Kalotaszeger Mädchen.

über den Arm geworfen, dessen Verlängerung in den Zopf geflochten ist. Bei der andern sehen wir ein geblümtes Band diesem Zwecke dienen. Solche in den Zopf geflochtenen Bänder werden nur von den Mädchen getragen, da die Frauen ihr Haar aufstecken. Auf demselben Bilde sehen wir ein Stück Varottas über die Hand des sitzenden Mädchens gelegt. Eigenartig sind auch die mit altungarischen Motiven bunt bemalten Möbel, welche ebenfalls eine Art Hausindustrie im Kalotaszeg bilden, die von Männern in ihren freien Stunden ausgeübt wird. Zu dem Bilde „Junge Frau aus dem Kalotaszeg" haben wir noch zu bemerken, daß sie in ihrer Alltagstracht sich nur wenig von den Mädchen unterscheidet. An Festtagen legt die junge Frau ein goldgesticktes Häubchen an und darüber ein großes Tuch aus weißem Tüll.

Der „Gang zur Kirche" zeigt uns Frauen und Mädchen in ihrer malerischen Tracht. Man findet hier, daß die weiblichen Bewohner des Kalotaszeg der Muszujtracht verschiedene Nuancen abgewinnen und sich keineswegs an eine Schablone halten. Die

Junge Frau.

Kalotaszeger sind Magyaren, wohl etwas mit Szeklern vermischt; ihrer Tradition nach sind sie tatarischer Abstammung, wofür jedoch bisher kein Beweis erbracht wurde. Der Gang zu dem Gotteshause führt in die reformirte Kirche, denn ihr gehören die Kalotaszeger an. Das Innere der Kirche ist durch die Ausschmückung der Decke interessant. Dieselbe ist in Quadrate getheilt und in jedes derselben ein Bild gemalt; wir finden da biblische Sujets, aber auch sehr schön im ungarischen Geschmacke stilisirte Blumen, wie Rosen, Nelken und Tulpen, mitunter auch Ornamente und Thiere. Besonders schön ist in dieser Richtung die Decke der Kirche zu Banffy-Hunyad, deren ältester Theil im Jahre 1698 erbaut wurde.

Die Hauptbeschäftigung der Kalotaszeger ist Landwirthschaft; gegen die Berge zu treiben sie Waldwirthschaft und Viehzucht. In den Bergen selbst gibt es zahlreiche rumänische Ansiedlungen und dort sind verhältnißmäßig nur wenige Ungarn zu finden. Im Kalotaszeg hat, Dank den Bemühungen der Frau von Gyarmathy, in neuerer Zeit die halb vergessene Hausindustrie des „Varrottas" einen frischen Aufschwung genommen und ist damit Tausenden von Frauen und Mädchen ein einträglicher Erwerbszweig geschaffen.

„Varrottas" nennt man mit Wolle, Zwirn oder Seide farbig ausgenähte Wäsche. Die Arbeit wird auf einem kreppartig gewebten Leinen ausgeführt, und es sind besonders altungarische Muster beliebt. Das Leinen, welches mit Varrottas verziert werden soll, wird von den Kalotaszeger Schönen auf den Bauernhöfen im Freien hergestellt. Die jungen Männer leisten ihnen dabei Gesellschaft und benützen die Gelegenheit zu einer Art

Gang zur Kirche.

Pfänderspiel. Läßt nämlich seine Angebetete die Spule oder die Arbeit fallen, so greift der Bursche rasch darnach, und nur gegen einen Kuß gibt er die Beute wieder frei. Frau von Gyarmathy, welche die Gattin des königlichen Rathes Sigismund von Gyarmathy, des Directors der Sparkasse zu Banffy-Hunyad ist, hat auch für den Absatz des Varrottas gesorgt und heute wird dieser Artikel bereits nach allen Großstädten Europas versandt.

Das Goethe- und Schiller-Archiv.

Weimar, das in den letzten Jahren manch schönes, der Erinnerung an seine große Vergangenheit geweihtes Fest gefeiert hat, hat sich jüngst abermals im Festglanze gezeigt, um eine Feier zu begehen, die in weiten Kreisen deutschen Volksthums Widerhall gefunden hat. Durch die Munificenz der Großherzogin Sophie von Sachsen, der Erbin von Goethe's schriftstellerischem Nachlaß, ist zur Aufbewahrung dieser Schätze ein eigenes Haus erbaut worden, das kurz vor der diesjährigen Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft feierlich eröffnet wurde. Das neue Haus, von dem weimarischen Architecten Minckert vornehm und geschmackvoll in einem Stil erbaut, der die Formen der Renaissance in ihren Ausläufern im vorigen Jahrhundert wiedergibt, erhebt sich in nächster Nähe der durch Liszt's Aufenthalt berühmten „Altenburg" jenseit der Ilm,

Ansicht des Archivs.

nordöstlich von der Stadt, auf einem Hügel, der einen weiten Rundblick gestattet, und auf dem es, von vielen Punkten der Stadt aus gesehen, sich prächtig ausnimmt. Auf einer breiten Rampe gelangt man zum Haupteingang, der in das säulengetragene Vestibül führt. Ueber eine breite Freitreppe steigt man zum ersten Stock empor, in dem sich die Haupträume des Hauses befinden: drei große hohe lichte, von einer Galerie umsäumte Säle, die zusammen die Länge der ganzen Front ausmachen; in der Mitte der zur Aufnahme der Handschriften bestimmte Hauptsaal, zu beiden Seiten die Säle, in denen die Büchersammlungen der Göthe-Gesellschaft und des Archivs Aufstellung finden werden. Daran schließen sich zu beiden Seiten die Arbeitsräume der Archivbeamten. Das massive Gebäude, das nur aus Stein und Eisen gefertigt ist, bekundet in allen seinen Theilen sowie in seinem künstlerischen Schmuck eine auf einfache harmonische Wirkung abzielende geschmackvolle Eleganz und zweckdienliche Bequemlichkeit.

— Auch ein Grund. Herr: „Ich möchte Sie bitten um eine Grabschrift." — Dichter: „Für wen?" — Herr: „Für meine Frau." — Dichter: „Ist sie schon lange todt?" — Herr: „Nein, sie lebt noch." — Dichter: „Wozu denn die Grabschrift?"—Herr: „Zu meiner Beruhigung."

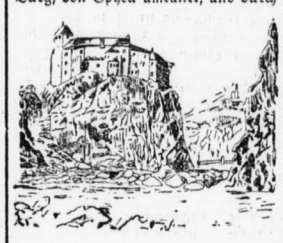
— Der Kuchen. Mama: „Warum weint denn die Toneri?" — Der kleine Karl: „Weil der Hund meinen Kuchen gefressen hat." — Mama: „Nicht möglich; ich sehe doch, daß Du ihn selbst ißt." — Der kleine Karl: „Nein, Mama, das ist der Toneri toter."

In Südtirol.

Unter den zahlreichen Burgen von Südtirol dürfte die alte Vintlerburg, Burg Runkelstein, welche Kaiser Franz Joseph I. seiner Zeit angekauft und der Stadt Bozen geschenkt hat, das Interesse eines jeden Touristen in hohem Maße erregen. Schon Scheffel singt:

„Noch heute freut's mich, o Runkelstein,
Daß einstmals zu guter Stunden
In der Talfer felsenges Thal hinein
Zu Dir den Weg ich gefunden. —
Wer immer in's sonnige Etschland fährt,
Halt' Einkehr in diesen Räumen,
Und ist ihm eine Holde bescheert,
Mag er von ihr hier träumen."

Sie lag in Trümmern, die alte Burg, von Epheu umrankt, und durch



Burg Runkelstein.

die Munificenz des Kaisers erstand dieses merkwürdigste culturhistorische Denkmal in Tirol zu einem prächtigen mittelalterlichen Hochsitz auf schroffem Porphyrfelsen. Die Burg war früher Eigenthum des Geschlechts der Vintler, das um das Jahr 1000 nach Bozen gekommen war, um bürgerlichem Erwerb nachzugehen. Nikolaus Vintler, der Hofbankier des 15. Jahrhunderts, erwarb Runkelstein und baute die Burg, wo er im Jahre 1413 starb, nachdem er als „General-Steuereinnehmer" und Vorschußgeber des Landesfürsten ungeheure Reichthümer erworben hatte. In der Schenkungsurkunde, mit welcher Franz Joseph I. die Burg der Stadt Bozen zu Ehren gegeben hat, heißt es unter

Siegmundskron.

Anderm: „Daß dieselbe dieses durch seine mittelalterliche Ausschmückung hervorragende, sowie durch die heimathliche Geschichte und Dichtung verherrlichte Denkmal des dreizehnten Jahrhunderts zu ihrer eigenen und des Landes Tirol Ehre schützen und niemals veräußern werde, auf daß es für die folgenden Generationen in seinem Bestande erhalten bleibe."

Im Westen von Bozen grüßt den Wanderer das Zauberland Ubberetsch mit dem Schloß Siegmundskron, welches den Zielpunkt vieler Touristen bildet und von wo aus man einen herrlichen Anblick genießt.

Die junge Hausfrau.

„Karl, Du hast eben die Küchenthüre offen gelassen und da hat mir der Zugwind das Kochbuch verblättert!.... Nun weiß ich nicht, was ich da gekocht habe!"

Selbsttäuschung.

„Was, Sie trinken den Brunnen aus'm Bierkrügel?"

„Ja schau'n S', ich krieg' ihn sonst nicht runter!"

— Feuerfest. Herr: „Sie verdienen gar nicht, Strohwittwe genannt zu werden, trotzdem ihr Mann abgereist ist." Dame: „Warum?" Herr: „Weil Sie nicht Feuer fangen."

Was ist Schönheit?

Weisheit, Tugend, Geist und Gemüth, das ist Alles recht gut, aber doch nur, um die Herzen festzuhalten, welche die Schönheit vorher erobern mußte! Das wäre nun für alle Diejenigen, welche auch gerne Herzen eroberten, ohne daß sie doch Anspruch auf Schönheit machen könnten, ein höchst fataler Umstand, wäre nicht der Begriff der Schönheit ein so völlig unfaßbarer. Wenn Pilatus fragt: „Was ist Wahrheit?" so könnte man mit noch größerer Berechtigung fragen: „Was ist Schönheit?" Jedes Volk, jede Zeit, jeder Stand, jedes Lebensalter hat ein besonderes Schönheitsideal. Nehmen wir übrigens die von den Alten überkommenen Schönheitsregeln als mustergiltige Normen an, so erfahren wir durch dieselben allerdings ganz genau, wie jeder Zug des Gesichts und jeder Theil des menschlichen Baues beschaffen sein muß, um classisch schön zu heißen; ob es aber je ein Individuum gegeben, das alle diese Vorschriften an sich zur Verkörperung brachte, das erfahren wir nicht. Selbst wenn es einem Bildhauer gelänge, eine Gestalt herzustellen, die alle sonst nur verstreut sich vorfindenden Schönheiten zu einem Ganzen verbände, könnte es leicht geschehen, daß er eine Galathea schüfe, die zu erwecken kein Pygmalion der Mühe werth hielte. Die vollendetste Schönheit läßt eben kalt, sobald der Künstler vergessen hat, „zur strengen Schönheit süßen Reiz zu fügen." Der Dichter, welcher diese letztere Aufgabe der Phantasie des Lesers überlassen kann, hat es leichter als der bildende Künstler, ein Ideal aufzustellen, das Allen genügt, nur muß er sich darein geben, daß das Bild, das ihm vorschwebte, sich jedem seiner Leser in verschiedener, vom Urbilde oft himmelweit abweichender Form darstellt. Es hat eben jeder Einzelne sein eigenes Ideal oder glaubt es wenigstens zu haben, denn abgesehen davon, daß dasselbe mit den Jahren wechselt, ist oft ein einziger Blick genügend, alle langgehegten Schönheitstheorieen umzuwerfen. Wie käme es sonst, daß Jemand, der sonst für schlanke Brünetten schwärmte, mit stolzem Wuchse und melancholisch unergründlichen Augen, schließlich ein kleines, munteres, hellängiges, blondes Weibchen heimführte, noch dazu in dem festen Glauben, daß keine andere ihm je so gefallen habe? Daß die schönsten Mädchen sich am schwersten verheirathen, ist eine oft gemachte Erfahrung, die ihren überraschenden Charakter verliert, wenn wir bedenken, daß ein weniger hübsches Mädchen, umhaucht vom Zauber holder Weiblichkeit und mütterlich sorgender Zärtlichkeit, geeigneter erscheint, im ehelichen Leben zu beglücken, als die stolze Schönheit, die gewohnt ist, ihre Umgebung nur als Rahmen für ihre Reize und die Männer als Sklaven zu betrachten, die sich glücklich schätzen müssen, diesen Weihrauch streuen zu dürfen. Gewohnheit und Neigung vermögen das unschönste Antlitz in das schönste für uns zu erklären. Selbst an offenbare Mängel und Körperfehler gewöhnen wir uns bei denen, die wir lieben, so daß wir dieselben gar nicht mehr bemerken. Oft finden wir beim ersten Anblick das Gesicht einer uns vorgestellten Dame häßlich. Dann, bei näherer Bekanntschaft, finden wir bald, daß das Gesicht, im Profil gesehen, gar nicht so übel ist. Bei fortschreitender Bekanntschaft heißt es schon, „ein höchst charakteristisches Gesicht, gar nicht zu vergleichen mit den ausdruckslosen Dutzendgesichtern" — „ein interessantes, fesselndes Gesicht" — „ein angenehmes, anmuthiges Gesicht" — bis endlich das Antlitz in unseren Augen zu dem einem geworden ist, mit dem sich kein anderes vergleichen kann in der ganzen weiten Welt.

Gedankensplitter.

— Der Eigensinn ist die Energie der Frauen.

* * *

— Auch ein Gedanke kann zur Lawine werden.

* * *

— Jeder Mann sollte die moderne Frauenbewegung unterstützen — schon aus Freude darüber, daß er keine Frau ist.

* * *

— Am meisten sollten die Leute am Grabe eines echten Humoristen weinen.

* * *

Der großen Sorge Segen ist,
Daß sie so viele kleine frißt.

* * *

— Die meisten Narren macht die Originalitätssucht.

* * *

— Sich erzürnen heißt: Fremde Fehler an sich selbst bestrafen.

* * *

— Wer auf seinen Lorbeeren schlafen will, wird vom Neid geweckt.

* * *

— Die Bildung macht nicht glücklich — aber die Einbildung.

* * *

Wer Kinder läßt vom Gesinde erziehen,
Nachdem sie entwachsen der Windel,
Der murre nicht, ist ihm emporgedieh'n
In ihnen ein rechtes Gesindel.

* * *

— Ein Verliebter will liebenswürdiger sein als er kann, und darum sind fast alle Verliebten lächerlich.

— Bedauern. Brautjungfer (zur Braut): „Aber, Bertha, wer wird denn so weinen! Du bekommst ja den besten und sanftesten Mann der Welt!" — Braut: „Das weiß ich auch! Ich kann doch nichts dafür, wenn ich so ein gutes Herz hab' — der Mann erbarmt mich halt!"